

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Aus dem Schattenspiel meines Lebens

Vierordt, Heinrich

Heidelberg, 1935

["208. Die Höferin von Fano" bis "250. Candidior nive", S. 182-216]

[urn:nbn:de:bsz:31-375559](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375559)

Beim Näherkommen gewahrte ich auf einer Steinstufe jenes uralten Götterhauses eine große, geschreckte Katze sitzen, die, aufgereckten Kopfes, mit gespannter Aufmerksamkeit unverwandt nach dem hochgelegenen Fenster eines vierstöckigen Hauses gegenüber starrte.

Plötzlich sah ich drei schattenhafte Punkte durch die morgensonnige Bläue herniedersausen, als hüb' es großtropfig aus heiterem Himmel zu regnen an; in unmittelbarer Nähe entdeckte ich, daß es drei tote Mäuse waren, die eine Gönnerin des Tieres von oben ihm zugeschnellt hatte. Zwei der Tierchen lagen vor der Katze; sie hatte die dritte Maus bereits in der Fressarbeit.

Die Katze ließ sich durch meine Zuschauerschaft nicht im geringsten in ihrer Seelenruhe stören und fuhr voller Behagen fort, ihr Katzengabelfrühstück zu verspeisen.

Aus der Gier, mit der sie das mäusespendende Haus gegenüber schon zuvor beobachtet hatte, schloß ich, daß es wohl nicht die ersten Mäuseleichen waren, die von da oben ihr als Leckerbissen zugeflogen sein mochten. —

In meiner Jugend hatte ich, vielleicht sogar im ehemaligen Volksschullesebuch, gelesen, jedenfalls in der Schule gelernt und zeitlebens fest daran geglaubt, daß Katzen nur solche Mäuse auffräßen, die sie selber, womöglich nach einem grausamen Spiel mit ihnen, getötet hätten.

Die Katze von Pola hat mich indessen eines bessern über die Naturanlage der Katzen belehrt und ich bin dieser vierbeinigen Lehrmeisterin dankbar dafür. Sie hat mir die ganze Naturgeschichte auf den Kopf gestellt.

208. Die Hölerin von Fano.

Fano! Das ist ein kleines Seebad, an der Küste des Adriatischen Meeres gelegen, so mitteninne zwischen Pesaro und Ancona.

Ein gar weltferner, einsamer Ort, der höchstens durch einen antiken Augustusbogen noch der Rede wert ist — um dessentwillen ich wenigstens ein paar Stunden ihm einmal gewidmet habe — und doch ist sein Name durch die Freundlichkeit einer einfachen Frau mir unvergessen geblieben.

Und das ging so.

Als ich über die Piazza, den Marktplatz des Fleckens, schritt, fühlte ich ein lebhaftes Bedürfnis, mir dort an einem öffentlichen Brunnen die Hände zu kühlen.

Das ist nun eine höchst alltägliche, sehr gewöhnliche Sache.

Daß aber eine Hölerin, die neben dem Brunnen ihren Obststand aufgeschlagen hatte, die mich von Haut und Haaren nichts an-

ging, der ich nicht einmal etwa Früchte zum Naschen abgekauft hatte, sich bemüßigt fühlte, von ihrem Höckerinnenstühlchen sich dienstwillig und menschenfreundlich zu erheben und mir, dem völkigen Fremdling, den sie zum ersten Male sah, ein tadellos weißes, reines Handtuch anzubieten, damit er sich die befeuchteten Finger wieder abtrockne, das ist solch eine große Liebenswürdigkeit, solch eine echt italische Gentilezza (Sprich: Dschentilezza), daß sie wahrlich schon eines freundlichen Erinnerungswortes wert und würdig ist.

Mit dem Worte „Fano“ ist mir seitdem durch jene einfache Frau aus dem Volk alle Herzensfreundlichkeit, deren das Volk Italiens fähig ist, in strahlend verklärtem Andenken verkörpert geblieben. —

Lehre daraus: man soll gegen jeden Fremden, dem man auf der Straße begegnet, ausgesucht höflich und zuvorkommend sein in Worten und Taten, um dem Ruhm seiner Heimat dadurch Vorschub zu leisten . . .

209. Italische Ehrlichkeit.

Das Volk in Italien, oft als unehrlich verschrieen, ist besser als sein Ruf.

Taschendiebe und derlei Strauchritter gibt es allenthalben in sämtlichen Städten des Erdballs. An allen Bahnhöfen wird vor ihnen gewarnt.

Auf vielen Wanderungen im Süden erlebte ich Beweise von Ehrlichkeit, gerade beim einfachen Volke.

So fuhr ich eines Frühlingstages in der Gondel von Venedig nach Torcello hinaus, dem schönsten, lohnendsten der entfernteren Kahn- ausflüge. Nach meiner beliebten Gepflogenheit saß ich mit entblößten Beinen überm Schiffsrand und ließ sie, wie schon so oftmals, im lauen Wasser der Lagune nachschleifen.

So lehnte ich denn auch wieder auf der Heimfahrt von Torcello mit übergeschlagenen Beinen im Schiffchen und, ohne daß ich es wahrte, war mir mein Taschenmesser entglitten . . .

Ich war an der Piazzetta der Gondel entstieg, hatte den Gondelführer abgelohnt und war bereits über den halben Markusplatz dahingewandelt, als ich hinter mir Rufen und Pfeifen hörte. Da ich in Venedig keine Menschenseele kannte, fühlte ich mich nicht getroffen, schaute mich nicht um, und machte es einem, der mich zum Stillstehen bringen wollte, nicht eben leicht.

Da fühlte ich eine Hand an meiner Schulter. —

Beim Umblicken sehe ich meinen Fährmann atemlos schnaufend und schweißtriefend hinter mir herkeuchen, in erhobener Hand mein verlorenes, von mir noch nicht vermißtes Taschenmesser schwingend!

Der Biedere war nicht zu bewegen, ein Trinkgeld für seine Ehrlichkeit und Bemühung anzunehmen . . .

210. Venezianische Krabben.

Von Markusplatz, Markuskirche, Markusglockenturm hört und liest man häufig, aber von den Krabben Venedigs liest und hört man nichts; und doch verdienen auch diese Beachtung und gelegentlich ein kleines „Studium“.

Manchmal beobachtete ich am Lido das drollige Leben dieser eigenartigen, windflinken, kleinen Seekrebse.

Einmal sah ich ganz deutlich, wie zwei der wuseligen Tierchen einander nachliefen, wie das vordere stehenblieb, wie sie sich offenbar etwas zuflüsterten, und wie das eine der Geschöpfchen das andere, das ohne Zweifel von des Tages Arbeit ermüdet, vielleicht auch verwundet war, sich auf den Rücken lud und in der Abenddämmerung huckepack heim ins Meer trug.

Anderere waren gar zu großen Klumpen um Fischköpfe gefräßig geballt, die kurz zuvor von Fischern abgeschnitten und auf den Meersand geworfen worden waren.

Wollte man zum Scherz eines dieser Tierchen ärgern, so stellte man seinen Spazierstock ihnen in den Weg. Wütend und fauchend ging es in lächerlicher Ohnmacht gegen das Riesenungetüm von Stock zum Kampfe vor.

Die Augen traten dem Seegeschöpfchen buchstäblich vor Zorn aus dem Kopf und das ganze winzige Tiergebild war ein Groll und Eifer und unendlich possierlich anzuschauen.

Eine gußeiserne Krabbe zum Andenken erstand ich mir am Markusplatz; sie schmückt als Briefbeschwerer meinen Schreibtisch und erinnert mich stündlich an die abenteuerlich eigenartigen Meertierchen vom Lagunenstrande Venedigs . . .

211. Der Becker von San Marino.

In dem hoch in den Bergen gelegenen, nach liliputanischem Ausmaße winzig kleinen Freistaate San Marino ließ ich mich vom Gastwirte bei Tagesanbruch wecken, da der Postwagen — dessen einziger Passagier ich war — barbarisch frühe nach Rimini hinunterfuhr.

Ich war aber doch noch zeitiger aufgestanden und öffnete, gestiefelt und gespornt zum Abmarsche, die Lüre, vor der mein in diesem Augenblick anpochen wollender Becker splinternackt stand, sich über rascht herumdrehte und mit einem drolligen Aufschrei, bestürzten Erstaunens, das Weiße suchte . . .

Beim Verlassen des Hauses sah ich dann durch einen offenen Türspalt diesen Hauswirt (Padrone) völlig entkleidet auf dem Bette neben seiner edeln Ehehälfte liegen.

Vielleicht hat die mittelalterliche, allgemein verbreitete Sitte des Nachtschlafens sich hier noch erhalten. Das Mittelalter kannte keine Nachthemden, was auf eine außerordentliche, und jetzt fast märchenhaft dünkende Abhärtung der Menschen von damals schließen lassen darf.

212. Der Postdirektor von Lucca.

Zu Lucca — neben Viterbo, meiner Ansicht nach, der gemüthlichsten Stadt Italiens — suchte ich am weitläufigen, in einem alten Palaste befindlichen Hauptpostamt vergeblich den allzu gut versteckten Briefkasten.

Es war noch am frühen Nachmittage, nicht allzulange nach der Mittagmahlzeit. Beim Suchen geriet ich in ein Irrsal von Gängen und Winkeln, wie sie eben in einem alten Palaste zu sein pflegen. Schließlich stand ich vor der spaltoffenen Tür einer großen Amtsstube.

Beim Öffnen der angelehnten Pforte gewährte ich zu meinem gelinden Schrecken einen Herrn, zum Mittagsschläfchen ausgestreckt auf einem Ruhebette liegen.

Schon wollte ich mich leise zurückziehen, als der Schläfer sich verwundert die Augen rieb, begreiflicherweise einigermaßen erschrocken auffuhr und nach meinem Begehren fragte.

So spaßhaft, ja lächerlich es mir dünkte, gestand ich ihm, der Wahrheit gemäß, auf der fruchtlosen Suche nach einem Briefkasten, in etwas abenteuerlicher Weise, wider Willen in sein Gemach geraten zu sein und leider seine Mittagsruhe gestört zu haben.

Mit bereitwilliger, musterhafter Geduld setzte er mir lebenswürdig auseinander, wo ich unten am Gebäude meinen Brief, den ich während der ganzen Verhandlung gewissermaßen als Wahrheitsbeweis in der Hand gehalten hatte, glücklich einwerfen könne.

Denn, o! ich, der ein bißchen handwerksburschenhaft aussehende Fremdling war gar beim Herrn Postdirektor selber eingedrungen, um mich nach einem Briefkasten zu erkundigen!! . . .

213. Napoleon und Theudelinde.

Die Langobardenkönigin Theodelinde oder auch Theudelinde, und Napoleon, „empereur des Français roi d'Italie“, wie der große Korsie sich in einem Atem amtlich zu nennen pflegte, sind gewiß ein wunderliches Menschenzwiegespann.

Sie begegnen einem in solcher Paarung in dem von jener früh-

mittelalterlichen Dame, die bereits im Jahre 628 selig verstarb, gegründeten Dome zu Monza bei Mailand, dem Aufbewahrungsorte der berühmten „Eisernen Krone“ der Langobardenkönige, mit der sich Napoleon zum „König von Italien“ gekrönt hat.

Dort im Domschatze werden nämlich dem Reisenden eine Gluckshenne mit sieben netten Küchlein aus purem Golde gezeigt, die Theudelinde dereinst gehörten, sowie ein abenteuerlicher Völkerverwunderungsfächer aus der „grotesken Toilette“ der Fürstin, und ein gar ungefüger Niesenklamm, womit sie ihre Haare gestrahlt haben soll, von dem man jedoch eher hoffen möchte, daß er in ihrem Marstall für die Schweife ihrer Langobardengäule benützt ward. Die Königin müßte denn ein Haar wie der einst vielgenannte Münchner Maler und Naturapostel Dieffenbach gehabt haben; in jenen Urzeiten ist ja doch alles möglich.

Napoleon, der sich dem Dome der „Eisernen Krone“ wohl dankbar erzeigen wollte, mochte sich, scheint es, von einer Theudelinde nicht lumpen lassen, und kam auf den eigenartigen Gedanken, zwei Brotlaibe — jedoch nicht aus Brezel- oder Grahambrotteig —, sondern den einen aus Gold, den andern aus Silber, vermutlich in einer sinnbildlichen Bedeutung, der altehrwürdigen Kirche zu verehren. Ein Napoleon pflegt nichts ohne tiefern Sinn zu tun oder zu veranlassen. —

So fordern seltsamerweise zu Monza Napoleon und Theudelinde, Arm in Arm, ihre zeitlich so weit getrennten Jahrhunderte vor die Schranken!

214. Von einer Kunstausstellung.

In einer zwischenvölkischen Kunstausstellung zu Turin, die sehr geschmackvoll in herrlichen Räumen untergebracht und angeordnet war — in diesen Dingen sind die Italiener bekanntlich groß —, traf ich unter der unendlichen Menge des Ausgestellten doch nur herzlich wenig Erfreuendes und „Sympathisches“.

Meist waren es politisch anzügliche, oft geradezu aufreizende Gegenstände, die den Künstlern zum Vorwurfe dienten.

So, wenn ein Bildhauer eine Gruppe schlummernder, die Nacht im Freien zubringender Leute, halb zerlumpt und verwahrlost, darstellte und dazu gar noch die Inschrift setzte:

„So schlafen die Söhne des Volkes!“ . . .

Dies schien mir denn doch schon mehr eine menschliche Sittenspredigt, an die Anschrift der Regierung gerichtet, als eine reine Kunstleistung.

Garstig und abschreckend geradezu war die bildhauerische Dar-

stellung eines Gehenkten, die einem als Kunst da verzapft ward: ein Galgen war lebhaftig aufgerichtet und an einem schneeweissen Baststricke hing die marmorne, ganz vortreflich gemodelte Gestalt eines Hingerichteten. Krasse Gegenstände waren in recht wenig künstlerischer Weise überhaupt bevorzugt. Aber dieser arme Schächer am Galgen war die Krone der Krassheit.

Sehr vernünftig und nachahmenswert schien mir eine italische Gepflogenheit, daß man die von der sogenannten Jury zurückgewiesenen Bildwerke mit ausstellte und nur den von der Jury feierlich angenommenen und gebilligten im Kunstwerkeverzeichnis ein Sternchen vordruckte.

Dies sollte man in Deutschland auch tun. Wieviel Künstlerhaß, Arger und Neid würde dadurch auf die kinderspielleichste Weise aus der Welt geschafft: alle „Sezessionen“ würden unmöglich gemacht werden . . .

215. Ein Lorbeerzweiglein von Böcklin.
(24. Oktober 1898.)

Zum Abschied hatte mir Arnold Böcklin in seinem Garten zu San Domenico bei Fiesole ein Lorbeerreis vom Strauche gepflückt.

Bei hellem Mondschein schritt ich traumverloren auf einsamer Landstraße durch das Thal des Mugnone nach Florenz zurück.

Sorgfältig trug ich das von Böcklin gepflückte Zweiglein zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, es vor mich haltend, sowie man früher gerne Dante und Petrarca mit einem Zweig in der Hand abbildete.

Mein langjähriger Florentiner Freund, der gute, alte Schweizer Kupferstecher Giulio Steiger aus St. Gallen, der bei meinen vielen Aufhalten in der Arnostadt stets mein Tischgenosse war, und der sich tagtäglich über meinen Essigverbrauch entsetzte, erwartete mich an jenem Abend voller Spannung in der Trattoria Polastri.

Er mochte wohl schon ein Trauerspiel von Hinauswerfen oder doch Hinausbekomplimentieren aus der Villa Böcklin sich geträumt haben — aber nun traute er seinen Ohren kaum, als ich ihm von meinem erfolggekrönten Böcklinbesuche Bericht erstatten konnte, und den vom größten Maler unserer Zeit mir gebrochenen und zum Abschied verehrten Lorbeerzweig vor ihm auf die Tischplatte legte.

Da meinte er: „Diesen Zweig, den ein Böcklin Ihnen gepflückt, können Sie daheim in Deutschland unter Glas und Rahmen aufhängen. Das kommt nicht oft vor. Jede Galerie der Welt würde Sie um diesen Zweig beneiden! Sie können überhaupt von seltenem Glücke sagen, da Böcklin fast nie jemanden vorläßt.“

Ich wußte die Auszeichnung vollauf zu werten und bewahre das Reislein als teures Andenken an den größten Farbenmeister des 19. Jahrhunderts.

216. Sonnenuntergang auf San Miniato.

Zeigt mir auf der Welt etwas Herrlicheres, als die Schau beim Sonnenhingang von San Miniato, vom Steingeländer des Piazzale Michelangelo, auf Florenz hinunter in die violett gefärbte Abendlandschaft!

Wohl mag der Blick vom Griechentheater zu Taormina hinüber zum blendendweißen Atna, in Schneeglanz und Mandelblüte, wie über das tiefblaue Mittelmeer, landschaftlich noch großartiger und reizvoller sein; aber dort fehlt der unermessliche, geschichtliche Hintergrund, — und den Menschen fesselt doch zuhöchst der Mensch.

Hier liegt das Arnotal wie eine Riesenschale, der Genüsse, der tragischen Schicksale voll, ausgebreitet. Glühsilbern glitzert der Fluß herauf.

Im Golddunste des Abends hebt die schwerwuchtende Domglocke zu schwingen an, die tiefe Glocke von Santa Croce summt den gewaltigen Ton weiter, unzählige kleinere Glocken und Glöckchen von Kirchen, von Kapellen stimmen mit den Riesenschwestern in unerhört wundervollem Einklang zusammen.

Schautrunken und träumerisch schweift das Auge von Hausfirscht zu Hausfirscht, von Turm zu Turm über die Stadt der Medizäer, Cosimos, des Vaters des Vaterlands, und Lorenzos des Prächtigen, über die Heimat Dantes und Michelangelos, die Wirkungsstätte Boccaccios und Savonarolas, bis hinüber zu den Höhen des verdämmernenden Fiesoles und San Domenico, wo Arnold Böcklin, der größte Farbenmeister des 19. Jahrhunderts, seine letzten Werke schuf.

Die Schleier des Zwielichts weben sich dichter; kurz ist die südliche Dämmerung; dunkel bricht die Nacht herein und verschlingt Bild um Bild; die Glocken haben allmählich ausgeschwungen, aber noch immer hält der Zauber der Erinnerungen den Traumversunkenen an das Steingeländer gebannt und mit fast übermenschlicher Gewalt muß er sich losreißen, um, überwältigt vom Geschauten, im Nacht-dunkel der Stadt, ähnlich all denen, die hier in Jahrhunderten vor ihm gewandelt, zu verschwinden . . .

217. Pienza.

Der herrliche Rotwein von Montepulciano, vielleicht der beste Italiens, hatte mir es angetan, und so unternahm ich eine Wall-

fahrt nach dem hochgelegenen Bergstädtchen Montepulciano, in der edeln Absicht, ihn dort vom Quelle zu schöpfen. Das tat ich denn auch redlich in dem guten Gasthaus „Zum Marzokko“.

Damit man aber mich nicht mit meinem eigenen Vers aus meinen „Deutschen Hobespänen“ schlagen und mir ein „O Gott, wie bist du materiell!“ ins Gesicht schleudern könne, verband ich mit der Weinpilgerstadt einen Ausflug in das nicht allzufern von Montepulciano gelegene, aussichtschöne Hügelstädtchen Pienza, den Geburtsort des großen Papstes Pius II., des Aneas Sylvius aus dem alten Hause der Piccolomini.

Das Städtchen Pienza, also die Piusstadt, hatte den früheren Namen Corsignano abgelegt — ihr großer Sohn Pius verlieh seinem Heimatorte selber den neuen Ehrennamen Pienza, den er seitdem mit Stolz trägt.

Nicht nur der wundervolle, alte Palast der Piccolomini — ein schöner Brunnen im Hofe blieb mir in besonders lebhafter Erinnerung — auch der Blick auf den benachbarten Berg Amiata, den Papst Pius II. so sehr liebte, daß er sich, als einer der ersten modernen Naturschwärmer der Renaissance, in der Gänze durch die sonnige Landschaft dorthin tragen ließ und mit seinen Kardinälen im Schatten uralter Bäume beim Murmeln der Waldbäche sich erging — steht mir in leuchtendem Gedächtnis.

Unter den bescheidenen Lauben eines kleinen Platzes kaufte ich mir in Gesellschaft eines netten Ortsgeistlichen, der sich dasselbe Wettermöbel erstand, einen ungeheuern, ländlich plumphen Regenschirm, der eher auf die Bühne eines Faschingspieles gepaßt hätte.

Der Kutscher, der mich in lustig-slottem Einspanner zur Piusstadt lenkte, führte den heldischen Namen Ottaviano (Ottavian) und sein Gaul hieß Moro . . .

218. Der rätselhaft eingesperrte Student.

Im Abendzwielicht durch Sienas Gassen schlendernd, geriet ich von ungefähr in den alten, ziemlich zerfallenden Renaissancepalast des ehemaligen Stadthyrannen Pandolfo Peruzzi. Die dicken, hölzernen, von grauen Spinnweben umflorten Pforten standen offen, und jeder konnte sich ungehindert im Hofraum nach Herzenslust umschauen.

Da plötzlich ward ich von oben angerufen. Ein junger Mann stand, eifrig mit den Armen schlagend, am offenen Fenster des ersten Stockwerks und hielt eine lange, feuervoll leidenschaftliche, leider überschnell hervorgestoßene Rede an mich herab, die hilflos flehend genug klang.

In meinem malerisch umgeschlagenen, ärmellosen Radmantel mochte er mich in der Dämmerung trotz meines germanischen Außern zweifellos für einen Landsmann gehalten haben. Aus seinen sich übersprudelnden Worten glaubte ich verstanden zu haben, daß er eingeschlossen sei und ich ihm, durch Herbeiholen einer Leiter aus der Nachbarschaft, Rettung bringen solle.

Ich bat den etwas Ernüchterten, seine ganze, schöne Rede nochmals, nun aber langsameren Gangmaßes halten zu wollen, damit ich seine Wünsche sicher verstehe. Er tat es, und ich hatte richtig verstanden gehabt. Auf seine Weisung und genaue Schilderung bezog ich mich zu einem benachbarten Zimmermann und ließ mir eine ansehnliche Leiter leihen, die ich — die Sache machte mir schließlich Spaß — mit erklecklicher Mühe nach dem romantisch verzauberten, abendlich verlassenen Palasthofe schleppte und sie dort an die Mauer unter dem verzweifeltsten Jüngling anlehnte.

Mein Schützling knüpfte ein dünnes, kurzes Seil an das Fensterkreuz, dann stieg er aus dem Fensterrahmen und ließ sich behutsam herab; bis er glücklich mit der Zehenspitze die oberste Leitersprosse erreicht hatte, waren es für mich von unten zaghaft hinaufspähenden Augenblicke voll ängstlicher, atemloser Spannung.

Doch es gelang, und nach stürmischer Dankagung seinerseits schafften wir gemeinsam die Rettungsleiter zurück. Der Gerettete stellte sich mir als „Student Cialfi“ vor, geleitete mich eine Strecke Weges und versprach mir gar im Übersturm seines Dankgefühles einen späteren Besuch in Deutschland, wo er seine Studien zu vollenden beabsichtige. Es ist jedoch beim löblichen Vorsatz geblieben, er ist niemals gekommen . . .

Ob er an jenem Abend, da ich die beneidenswerte Rolle des Rettungsengels spielen konnte, ein Romeo-Abenteuer hatte oder als Don Juan aus Rache von einem eifersüchtigen Ehemanne dort eingesperrt worden war, muß ich dem Spiel der Einbildungskraft überlassen. Wer weiß es? Das Geheimnis ist mit dem Schleier der Romantik verhüllt geblieben . . .

219. „Giù, giù!“

('Nunter, 'nunter!)

Ein südländischer Spitzbubenkniff ist: bei der Ankunft eines Fremden sich schnell auf den Kutschenbock zu schwingen, neben dem Kutscher — der natürlich mit dem Gauner unter einer Decke steckt — mit ins Gasthaus zu fahren und sich für angebliche Empfehlung des Hauses vom Wirt ein entsprechend angemessenes Trinkgeld

zahlen zu lassen, das mit unfehlbarer Genauigkeit auf der Rechnung des hereingefallenen Fremdlings sich wieder einzustellen pflegt.

In Athen und Neapel ging es mir gleicherweise also: sitzt da plötzlich als ungebetener Begleiter des Wagenlenkers so ein schwarzbärtiger, blühaugiger Kerl vor mir, der mich mit wahren Schakalblicken verschlingt.

Alles Vorstellen und Bitten, ihn vom Bocke zu bringen, fruchtete nichts. Das Reisebuch warnte vor derartigen Gesellen und gab den gutgemeinten Rat, in solchen Fällen ein „Giù, giù!“ („Hinunter, hinunter!“) ihnen entgegenzuschleudern.

Der Gauner wich aber trotz mehrfacher Giù's nicht vom Flecke.

Da griff ich kurzerhand mit Todesverachtung und Ekelüberwindung an die schmierige Hutkrempe des Aufdringlings, hob ihm die Bedeckung von seinem ehrwürdigen Spitzbubenhaupt und warf sie in schöner Wurfbahn, soweit ich es vermochte, hinaus ins Straßengewühl.

Dieses Mittel wirkte jeweils Wunder.

Keiner wollte seine Müze fahren lassen; sagt doch schon Schiller, daß der Hut des Mannes Fierde sei. Jeder fauste seiner Kopfbedeckung atemlos nach und ich war eines ungerufenen, unerwünschten Begleiters ledig . . .

220. Bei den Hirten von Galera.

Eine Hirtenfamilie hatte sich im Getrümmer Galeras eine Schilfhütte gebaut.

Da lagen, dem Sturm und Regen preisgegeben, eine Frau mit zwei schwer keuchhustenden Kindern im Bett am Fieber darinnen.

Hundert Bienenstöcke lieferten den einsamen Siedlern ihre Hauptnahrung: den Honig.

Sie erbettelten sich kein Geld von uns — was mochte Geld ihnen frommen? —, sie baten nur flehentlich um Zündhölzer, um sich in den Nächten ein Feuer zünden zu können!

221. Der wilde Esel von Galera.

Fünfviertel Stunden abseits vom Bahnhof Cesano, mitten in öder Wildnis der Campagna, suchten wir die uralte, einsame Stadt Galera mit Kirche, Schloß, Stadttore und Mauern auf — aber alles schon im Mittelalter, des Fiebers halber, von ihren Bewohnern verlassen, dichtgrün von Efeu umspinnen, auf steilem Felsen hoch über dem trägen Steppenfluß Arnone gelegen, der dort ein tief eingeschnittenes Bett hat und in scharfem Bogen die ausgestorbene Stadt umfließt.

Beim Verlassen des Trümmerfelds stellte sich uns ein wilder Esel wegsperrend entgegen und schien nicht übel Lust zu verspüren, sich in ein Scharmügel mit mir und meinem Begleiter einlassen zu wollen.

Da Pferde- sowie Eselsbisse — wegen der Mahlzähne dieser Gottesgeschöpfe — die allerschlimmsten, tiefsten Fleischwunden verursachen, so war die Sachlage nicht unbedenklich.

Auf einen Kampf mit dem gefährlichen Tiere, das mit schnaubenden Rüstern und streitlustgebleckten Zähnen drohte, auch schon mit Hufen rasend um sich zu schlagen begann, mochten wir uns nicht einlassen.

Wir dachten: der Gescheitste gibt nach; und so galt es denn, das störrische, bössartige Vieh zu überlisten. Wir spielten um alte Mauerreste Verstecken mit ihm — endlich gelang es uns, durch ein weißgraues Stadttor, das noch ein steingehauenes Wappen der mächtigen Familie Orsini zierte, vor dem grimmigen Esel hinaus in die freie Campagna zu entfliehen. —

222. Bei Cölestin dem Fünften.

Aber das in großartiger Felslandschaft sich hinstreckende Schlachtfeld von Tagliacozzo und Scurcola, wo der unglückselige Konradin sein trauriges Hohenstaufenschicksal vollendete, fuhr ich in die Abruzzen.

Hätte jener Königsjüngling in Deutschland seine Herrscherpflichten übernommen und das fruchtlose, italische Abenteuer endgültig aufgesteckt, hätte er Deutschland die Schmach seiner Hinrichtung, und gar noch durch einen französischen Henker, erspart.

Die schneeweißen, himmelhohen Felsgrate hoben sich von der Atherbläue wie lauter riesige, abenteuerliche Mailänder Dome ab und beschatteten die „tragische“ Schlachtstätte.

Von Sulmona stieg ich noch gegen Abend in die Felsen der Majella, um die wundersame Einsiedelei Cölestins des Fünften zu besuchen, die ich in anstrengender Bergkletterei zur Sonnenuntergangszeit erreichte. Der Himmel strahlte in violett zerschmelzender Abendbeleuchtung.

Für diesen Einsiedler Cölestin, der eines der eigentümlichsten Papstschicksale hatte, hegte ich von jeher besondere Vorliebe. Er ward mit 90 Jahren zum Vater der Christenheit erwählt, wurde gezwungen, seine einsame Felsenklause mit den Sälen des Laterans, die Felsstufen der Majella mit den Stufen des päpstlichen Thrones zu vertauschen.

Aber der weltfremde, unglückliche Mann, der fast ein Jahrhundert

auf dem Rücken trug, hielt es nur kurz auf Petri Stuhl aus; er kehrte wieder heimwehvoll in die Felseneinsamkeit zurück, um zu sterben. Wahrlich, ein ergreifendes Schicksal!

Im benachbarten Aquila, das seinen Namen von dem Reichsadler der Hohenstaufen führt, besuchte ich andächtig in der Kirche Santa Maria del Collemaggio das Grab des wunderbaren Papstgreises, den man wider seinen Willen zur höchsten Würde der Christenheit erhoben hatte. Er starb im Jahre 1296 . . .

223. Die Stadt hilft suchen . . .

Im etruskischen Städtlein Corneto wollte ich die altetrurische Totenstadt („Nekropole“) besuchen.

Auf dem Rathhaus erfragte ich den hierzu nötigen Aufseher, ohne ihn aufzutreiben zu können.

Die Gefälligkeit der Bürger Cornetos war so groß, daß es einer dem andern sagte. Schließlich schien die halbe Stadt auf der Suche nach dem verlorengegangenen Fremdenführer.

Mir selber hatte sogar eine freundliche Obsthändlerin einen Stuhl herbeigebracht und ihn mitten auf dem Marktplatz aufgestellt!

Und so saß ich denn nun, indes die andere Einwohnerhälfte der Stadt, die nicht auf die Suche gegangen war, sich gaffend um mich drängte, den seltenen Fremdling mit Blicken verschlingend.

Endlich, endlich hatte man den urwüchsigen, engbrüstigen Alten aufgefunden, und wo steckte dieser fromme Mann? nicht etwa beim Frühschoppen, wohl aber in der — Messe bei der Morgenandacht! Solchen städtischen Fremdenführer lob' ich mir . . .

224. Das Aufsehen zu Cesena.

In Cesena war es, wo meine Erscheinung — das Urbild des germanischen Wanderers mit Kremphut, Reisetasche, schwerstieligem Reiseschirmstock — unglaubliches Aufsehen erregte.

Das ganze Städtchen war am Frühlingsabend auf dem Hauptplatze zur Militärmusik versammelt, als ich, um eine Ecke biegend, auftauchte. Vom Oberst bis zum Gassenjungen herab fraß man mich mit Neugieraugen förmlich auf. Es war mir nahezu peinlich. Auf keiner Wanderung im Süden ist mir Ähnliches begegnet. Selten nur schien ein Fremder in dieses Ortlein sich zu verirren.

Ich war froh, als ich der mich anstarrenden Zuschauermenge glücklich ins Gasthaus entronnen war, wo mich im Speisesaal sofort ein Mäuslein empfing, das zutraulich, mir aber höchst unwillkommen, um meine Füße huschte — puh!

225. Präraffaelitisches.

Im Bergneste Montefalko, hoch über Foligno, lernt man Perugino, Raffaels Lehrmeister, kennen und lieben; gewissermaßen als Vorschule für Perugia und Florenz.

Bekanntlich nehmen die umbrischen Maler mit Vorliebe die liebe Berglandschaft ihrer Heimat zum Hintergrund ihrer Heiligenbilder.

Diese zarten, blauen Hügel mit ihren abendlich dämmernden Schatten geben den Bildern etwas unsäglich Weiches, Friedevolles.

Nur wer die wunderbar bläulichen Färbungen umbrischer Höhenzüge selber im Abendlichte geschaut, kann diese Gemälde völlig verstehen . . .

226. Die Vernunft des Maultiers.

Bei glühender Hitze kam ich den Felsenweg vom Monte Subasio, wo ich dem hoch im Gebirge gelegenen Klosterlein und einstigen Sommerstige des heiligen Franziskus einen Besuch abgestattet hatte, nach Assisi herabgeritten.

Das Fell meines Maultiers glänzte vor Schweiß wie von Silber in der Mittagsglut. Außer dem Maultiertreiber und mir, dem einsamen Reiter, war weit und breit in der lechzenden Landschaft keine Seele sichtbar.

Außerhalb der Stadtmauer war ein steingefasstes Brunnenbecken, und schon von ferne bligte verlockend der helle, verheißende Wasserspiegel. Ich freute mich schon im voraus, der wollüstigen Bier des durstigepeinigten Tieres zuzuschauen, womit es die erfrischenden Wellen einschlürfen werde.

Der jugendliche Treiber, keine unedle Gestalt, riß es am Zügel nach dem Brunnenrande hin und wollte es schier mit Gewalt zum Saufen zwingen.

Doch das Tier, so erschöpft, so glühend durstvoll es sein mochte, weigerte den Trank mit aller Macht und war nicht zu bewegen, auch nur einen Tropfen einzusaugen, indem es die Lippen zusammenpreßte.

Der törichte Tierlenker wollte gar das kluge, enthaltsame Geschöpf, vermeintlicher Halsstarrigkeit halber, mit der Gerte züchtigen. Ich wehrte ihm heftig, und ritt, nordischer Biertrinker gedenkend, die oft menschentöricht ihren eiskalten Schoppen in der Hitze hinunterstürzen, fast bewegt von dem viehgescheiten Naturverstande dieses Tierchens, in die alte Stadt des mystischen, sonnengefangsingenenden Heiligen ein . . .

227. Im Stadttheater von Ravenna.

In den Zeiten des zu Ravenna beigesetzten Honorius oder des in Goldmosaiken verewigten Justinian und seiner Zirkusreiterin-Kaiserin Theodora ist's allerdings nicht gewesen; aber man kann auch heutzutage zu Ravenna noch etliches Merkwürdige erleben!

So sah ich mir einmal im dortigen Stadttheater die französische Oper „Werther“ von Massenet an, ein trotz einiger hübschen Singsweisen ziemlich langweiliges Tonwerk.

Es ward rasend beklatscht, wie stets in Italien, und manches mußte bis zu drei Malen wiederholt werden.

Vor dem vierten Aufzuge, bei noch herabgelassenem Vorhang, indes die Zwischenaufzugsmusik spielt: fällt ein Schuß! Der Vorhang geht auf: man sieht — den blutüberströmten (!) Werther, der soeben den Selbsttötungsversuch gemacht hat, im Lehnstuhle sitzen. Ein entsetzlicher Anblick!

Carlotta (= Lotte) stürzt herein. Der arme Schelm von Werther kehrt für den ganzen Aufzug wieder ins Leben zurück; sie singen miteinander um die Wette, er natürlich stets im Lehnstuhl und immer auf der Bühne sterbend, bis er endlich, endlich seinen Geist glücklich aufgibt. Draußen singt übergefühlvoll ein Kinderchor. Es ist schier herzbrechend gewesen . . .

228. Auf der Insel Elba.

Eine halbe Woche lang durchstreifte ich dereinst die kleine, eisenhaltige Insel Elba zu Fuß, zu Wagen, zu Maultier, zu Schiff.

Zu Portoferraio, Napoleons kurzlebigen Kaisersitz, ließ sich allabendlich ein riesiger Kolkkrabe, wie ich vermutete, auf der Laterne nächst meinem Gasthoffsenster zum Schlummer nieder, was wirklich aussah, als ob noch ein ehemaliger napoleonischer Kaiseradler da herumgeisterte.

Von der alten Eisenhafenstadt (= Portoferraio) trug mich längs der eisenroten Küste die Post in das weltferne Fischerdorf Marciana Marina. Und welche Post! ein offener, zweiräderiger Karren!

Für einen Mitreisenden war Platz neben dem prachtvollen Postschaffner Gaetano (Cajetan!). Das Gepäck baumelte unten in einem Neze.

Ein Gasthaus gab es nicht im Dorfe; ich wohnte bei Privatleuten, die ein Zimmer vermieteten.

Der Sohn des einst berühmten Maschinenbauprofessors Redtenbacher hatte mir das Haus empfohlen und mir Grüße für diese Leute mitgegeben, und sie hatten eine solche Freude, von ihrem früheren Mietsherrn aus dem Norden etwas zu vernehmen, daß ich

es wie Goethe beim Heimgange Friedrichs des Großen den Sizilianern gegenüber machte — daß ich nämlich den Frohbewegten das kurz zuvor erfolgte Ableben meines Grüßesenders aus überzarter Rücksicht verschwieg; ich beteuerte nur, es gehe ihm gut, und glaubte, damit keine Unwahrheit gesagt zu haben. —

Heimwärts, immer dem herrlichen Meeresstrand entlang, kutschte mich diesmal im einsamen Postkarren ein *Romolo!*

In Italien hat man stets das Gefühl, auf antikem Boden zu stehen. Mich bedienten dort schon Virgilio, Lysandro, Aristide, Orlando, Ulisse, Pirro (Pyrrhus!) und andere Träger ähnlich stolzer Namen.

Aber nicht nur die Menschen, auch die Tiere tragen oft auffallend schöne Namen, edelklingend dem, der Ohren dafür hat: ein Gallo, ein Corallo, ein Ottaviano, ein Moro zogen schon meinen Wagen . . .

229. Marciana Marina.

Im Fischerdorfe Marciana Marina (Insel Elba) unternahm ich einen Abendgang am Meere.

Weit und breit kein Mensch, kein Haus, nur Felsenwüstung und Meeresflut im Sprühen des Sonnenuntergangs.

Nach beliebter Gepflogenheit ließ ich mich auf einem Steinblocke nieder und plätscherte mit nackten Füßen in den salzig schäumenden Wellen. Der Abendkühle halber hatte ich den vertrauten Radkragen um mich geschlagen. —

Da tauchten in weiter, weiter Ferne zwei Gestalten auf, erst fast wie Stecknadeln mit großen Köpfen. Im Sturmschritt eilten sie näher; die Nadelköpfe vergrößerten sich zu Napoleonsbüten: es waren zwei Karabinieri, die mich, scharfen Auges, aus der Ferne her ausgekundschaftet hatten.

Da sich zu Portoferraio wie auf den Inseln der Umgebung von Elba mehrfache Bagni befinden, kommt es zuweilen vor, daß ein Sträfling entspringt. Ich selbst hatte tags zuvor die Gefängnisse zu Piombino und Portoferraio besucht und war nur in meiner Eigenschaft als Nicht-Italiener eingelassen worden — von eigenen Landsleuten fürchten sie, daß einer im stillen Einverständnis mit einem Eingesperreten stehen könne. In schauerlichen, dem Meer ausgesetzten Zellen, sah ich unheimliche Verbrechergesichter und hörte das Klirren zahlloser Ketten . . .

Und nun hielten mich die auf Sturmesfittichen nahenden Feldschutzleute bzw. Küstenwächter, für einen entsprungenen Häftling! Da ich, meiner Kurzsichtigkeit halber, sie selber erst aus der Ent-

fernung für Spitzbuben gehalten hatte, die mich zu überfallen beabsichtigten, vollendete ich schleunigst meine Fußwaschung und bereitete mich zum Empfange.

Sie verlangten, mißtrauisch genug, nach meinen Papieren. Meinen Paß trage ich stets auf Reisen bei mir. Ich klagte ihnen: es sei mir ein solches Ausforschen auf offener Straße, in offener Landschaft, noch niemals in Italien begegnet. Sie beruhigten mich: es habe nichts zu bedeuten („niente cattivo“) und erzählten von den häufigen Fluchtversuchen der Galeerensträflinge.

Wir wanderten nunmehr lachend und scherzend über unser Abenteuer, ich unter dem denkbar sichersten Schutz in der Mitte, zum Fischerdorfe zurück und schieden als gute Freunde . . .

230. Der Krüppel von La Spezzia.

Lange, schwüle Herbsttage hatte ich mich nachrichtenlos abgeforgt, wie es daheim um Weiß und Kind stehen möchte, und endlich ein Gelübde getan, nach Eintreffen einer Botschaft von Hause dem nächstbesten Bettler ein außerordentliches Almosen zu verehren.

Endlich ward mir auf der Post ein Brief ausgehändigt, der zwar schon tagelang postlagernd gelegen, mir aber durch die Kiederlichkeit eines Postbeamten nicht ausgefertigt worden war.

Selig im Besitz guter Nachrichten aus Deutschland, gewährte ich einen armen Krüppel mit einem Armstumpf an einer Straßenecke beim Hafen sitzen, der eine verschämte Bettelbewegung machte.

Ich schritt auf ihn zu, hielt ihm das frisch erhaltene Schreiben vor die Nase und sagte: „Ich habe hier einen guten Brief aus meinem Vaterland erhalten“, worauf er sich, glückwünschend und lächelnd, mit italienischer Verbindlichkeit verneigte. Dann aber fuhr ich fort: „Deshalb gebe ich dir eine Lira zum Ausdruck meiner Freude!“

Nie werde ich sein verklärtes, glückstrahlendes Gesicht vergessen; er sprang ordentlich in die Höhe und rief begeistert: „Ich segne die Hand, die diesen Brief geschrieben, und werde Ihnen mein ganzes Leben hindurch dankbar sein!“

Also gesegnet von Italiens Bettlertum, eilte ich hochgefühlsvoll zum Bahnhof und gelangte nach prachtvoller Abendsfahrt in die Berge von Lavagna, der Heimat Fieskos . . .

231. Der Ferge von Camogli.

Ein alter Schiffer ruderte mich von Camogli (Riviera Levante) nach den Doriagräbern zu San Fruttuoso. Ich äußerte Lust zu einem Seebade. Doch er warnte mich, an einem Vorgebirge (punta) zu

baden, da sich dort mit Vorliebe die Haifische aufzuhalten pflegten; er wolle mich in eine sichere Badebucht geleiten. Dies geschah, und ich entkleidete mich.

Da ich mein Reisegeld in einem Brustbeutel auf dem bloßen Leibe trug, war mir dies beim Hemdablegen eine kleine Verlegenheit. Der Ferge bemerkte, wie ich meine bescheidenen Schätze möglichst un- gesehen unter den Kleidern zu verbergen trachtete.

Als bald hub er an: „Seien Sie unbesorgt! Wir alle zu Camogli sind Ehrenmänner (siamo galantuomini), und wenn Sie Millionen bei sich trügen, könnten Sie völlig sicher bei uns sein. Seit Jahren hat hier kein Karabiniere (Gendarm) mehr Arbeit gehabt!“ . . .

232. Inschrift zu Bellinzona.

Zu Bellinzona, der schönen, von alten, grauen Schlössern über- ragten Durchgangsstadt nach dem Süden steht in der Straße riesen- haft ein Torbogen, der eine beachtenswerte Inschrift trägt.

Gewiß geht mancher achtlos unter dem Bogen hindurch, ohne den Worten der Inschrift weiter nachzudenken oder sie überhaupt zu gewahren.

Die Worte, die mich bei mehrfachen Besuchen Bellinzonas eigen berührt und bewegt haben, heißen:

„Via nunc patet hostibus et amicis.“

(Der Weg steht nun offen Feinden und Freunden.) —

So ist für den aus Norden Kommenden gleich der erste Gruß des Mittaglandes klassisch, für den aus Süden Heimfahrenden be- deutet es einen Abschiedsgruß, der zu denken gibt . . .

233. Eine unterhaltsame Eisenbahnfahrt.

Sehr hübsch war einst eine Fahrt von Mailand nach Genua mit der Familie eines nach Amerika auswandernden Musikers, der ein zusammenlegbares, mit den Füßen, ähnlich einem Spinnrade, tret- bares Harmonium mit sich führte und fast den ganzen Weg zur Unterhaltung der Mitreisenden spielte und dazu mit wunderschöner Baßstimme Lieder sang.

Ein zusammenlegbares Harmonium hatte ich nie zuvor gesehen. Aufgestellt, hatte es etwa die Form einer Nähmaschine; es war ein französisches Erzeugnis, wie mir der Sänger sagte.

Ein italienischer Fußsoldat saß mit im Abteil, der mich plötzlich in gebrochenem Deutsch fragte: „Sind Sie ein deutscher evangelischer Pfarrer?“ was ich lachend verneinte. Er erzählte, daß er „als Kaufmann und Schreiber“ zwei Jahre zu München, Hamburg und

Bremen verbracht habe. Natürlich mußte ich ihm aus seiner großen Korbflasche in Rotwein Bescheid trinken.

Auf allen Bahnsteigen, wo der Zug hielt, bildeten sich Gruppen, echt italienischer Art, von Neugierigen, die Gesang und Spiel unseres Fahrtgenossen mitanhören wollten. Sogar auf den beiderseitigen Trittbrettern des Wagens standen sie Kopf an Kopf und krallten sich mit den Händen krampfhaft an das eiserne Gestänge.

Die unglücklichen Geschöpfe, die da vermeinten, man könne hier in Italien nur erster oder zweiter Klasse reisen, hörten aus ihren Abteilen wohl mit neidischen Ohren auf unser „Gratiskonzert“ dritter, ungepolsterter Klassengüte herüber.

Und, wirklich, ein solcher, der es nicht mehr in der Langweile zweiter Klasse auszuhalten vermochte, ließ seine Fahrkarte springen und stieg zu uns herüber . . . Zu Novi geschah dies, wo wir eine geschlagene Stunde Aufenthalt hatten . . . Der neue Reisegast war ein junger, künftiger Schiffsarzt aus Berlin. Er meinte: so was habe er noch auf keiner Bahnfahrt erlebt und er werde nur noch dritter Klasse künftig in Italien fahren, wozu ich ihn nur aufmuntern konnte, da die andern Klassen niemals so lebensvolle Bilder böten.

In den Tönen des Harmoniumspielers und virtuosen Volksängers ist mir Italien wieder in seinem wundersamen Gemisch von Schönheit und Schwermut aufgegangen.

Ein großer Erdkundiger war der schiffsärztliche Jungmann allerdings nicht. Wiewohl er aus Berlin, also berufsmäßig „ein heller Kopf“ war, glaubte er allen Ernstes: man komme auf dem Wege von Mailand nach Genua am — Lago maggiore vorbei, nach dem er unablässig Ausschau hielt!

Sonst aber war er ein netter Gesellschafter und, von einem deutschen „Spediteur“ in Genua als Schiffsarzt verschrieben, zum erstenmal auf italienischem Boden.

Er hatte noch keine Ahnung, in welche Gegend der Welt er heute abend oder doch morgen frühe fahren werde.

Am Bahnhofe zu Genua war allgemeine, große Verabschiedung der höchst unterhaltssamen Reisegesellschaft auf ewig . . .

234. Konstantin Dausch, der Bildhauer.

Eine eigentümliche Erscheinung, groß und stark, mit mächtigem Vollbart, war der deutsch-römische Bildhauer Dausch, ein geborener Schwabe.

Die marmornen Schöpfungen seiner edeln, klassischen Kunst fanden vorwiegend ihren Weg nach Bremen, wo seine besondern Gönner und Mäzene zu leben schienen.

Ich hatte in meinem römischen Winter 1882/83 ab und zu mit ihm verkehrt und ihn 1898 wieder aufgesucht. Er hatte gerade seinen wundervollen „Merkur“, ein ebenfalls für Bremen bestimmtes Bildwerk, vollendet.

Damals stand der Meister stark in den Fünfzigern und war seit 29 Jahren in Rom ansässig; er hatte sich aber nicht recht eingelebt, litt stets am deutschen Heimweh und plante für den Abend seines Lebens eine Heimkehr ins Vaterland.

Nie hat ein mir verhältnismäßig fernstehender Mensch rührenderen Abschied von mir genommen, als Dausch im Herbst 1898. Mehrere Male fiel er mir um den Hals, weinte und schluchzte laut dabei. Auf meine Frage, warum er denn so bewegt sei, stieß er unter heißen Tränen hervor: weil Sie in die Heimat gehen! —

Er bewahre stets ein deutsches Goldstück, sagte er, das trage er jeden Sonntag wie einen „heiligen Penaten“ in der Westentasche; daran erquickte er sich ebenso sehr wie die Fremden am Apoll von Belvedere oder am Sterbenden Jechter, so wohlthuend sei es ihm, ein gediegenes Stück deutschen Goldes zu sehen, bei der in Italien gebräuchlichen, elenden, schmierigen Papiergeldwirtschaft! — Gut, daß der treue Mann die späteren Elendszeiten Deutschlands nicht mehr erleben mußte! . . .

Der tiefgerührte Bildner ließ eine Flasche Weins in der Abschiedsstunde kommen und rief: Auf Wiedersehen in Deutschland!

Im selben Augenblick trat sein Hühneraugentferner herein, ein Mann, der, wie sich herausstellte, ein seltsames, echt römisches Künstlerschicksal hatte: er war einst selbst Künstler, ein Maler, der seine Bilder nicht absetzte; da ergab er sich in der Not des Hungers dem einträglicheren Berufe des Leichdornschnidens, und nun habe er, wie er, schmunzelnd und auf seinen Beutel klopfend, versicherte, „immer die Taschen voll Geldes!“ Indes wir vom Weine zechten, wurden Dausch gleichzeitig die Hühneraugen geschnitten und er meinte, sich entschuldigend: nur vor einem Künstler selber lasse er solches geschehen! . . . Ein eigenartig Malerwerkstattbild . . .

235. Ein stimmungsvoller Friedhof.

Außerhalb der „ewigen Stadt“ liegt ein, wenigstens den Bildern nach, auch manchen Nicht-Romfahrern bekannter Friedhof: die Ruhestätte der vorwiegend protestantischen Ausländer neben der antiken Cestiuspyramide zu Füßen des Monte Testaccio, des Scherbenbergs der Alten.

Viele, viele von jenen, mit denen ich in meinem römischen Winter

1882/83 und bei späteren römischen Aufenthalten heiter und froh bewegt zusammen war, habe ich dort wieder beisammen gefunden. Reihenweise liegen sie dort als stillgewordene, zur Ruhe gelangte Waller bestattet.

Oben rauscht der Herbstmorgenwind in den Wispelfronen dunkler Zypressen über den Gräbern, unten wiegen sich schneeweiße Lilien und Hyazinthen in seinem Hauche.

Vielen großen, berühmten Namen begegnet man hier, bewußt oder auch unvermutet: Maler, Bildhauer, Dichter, Schriftsteller, Deutsche, Nichtdeutsche —

Wunderfame, rührende Inschriften stehen auf den zahllosen Grabsteinen, aber kaum eine zweite hat mich in ihrer schlagenden, überwältigenden Kürze so bewegt und ergriffen, als die Grabaufschrift eines kleinen russischen Prinzen Demetrius Trubekoi:

„Venne a Roma
Sali al cielo.“ —
(Er kam nach Rom,
Er stieg in den Himmel.)

236. Der Abschied des Kardinals.

Zufällig wohnte ich am Bahnhofe zu Rom der Abfahrt eines Kardinals bei.

Der Kirchenfürst, ein stark angegrauter Mann in aufrecht hoher Haltung, mit vornehmen, edeln Gesichtszügen, hatte sich in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt. Nur die rote Kordel mit roter Quaste, die sich um seinen breitrandigen, schwarzen Hut schlang, und gelegentlich die zum Vorschein kommenden roten Strümpfe verrieten seine hohe Würde.

Sein Kammerdiener, der ungefähr halb so groß als der Herr war und sich immer unterwürfig gebückt hielt, vergoß heiße Tränen der Abschiedsrührung und küßte, oder richtiger gesagt, leckte ihm unablässig die Hand und schien vor Ergriffenheit keine Worte zu finden.

Ich suchte mir Gesicht und Gestalt des hohen Herrn fest einzuprägen; denn wer weiß, ich hatte vielleicht den künftigen Statthalter Christi auf Erden, sozusagen unter vier Augen, in der römischen Bahnhofshalle gesehen . . .

Draußen aber fuhr ein Leichenwagen vorbei, in theatralischer Aufmachung, wie die Italiener — Südländer sind ja Kinder — es lieben. Ganz aus Glas und Gold. Hintenauf standen goldbetreffte Lakaien in großen, uralten Federhüten und hielten sich an den

Quasten, wie man es vor einem halben Jahrhundert noch öfters zu Karlsruhe an den Hofwagen bei fürstlichen Aufzügen sah, was mich als Knaben mit außerordentlicher Ehrfürchtigkeit erfüllte . . .

237. Auf dem Vorgebirge Theoderichs.

Dicht hinter dem volkwuselnden Ameisenhaufen Terracina erhebt sich ein steiler Berg: das Vorgebirge Theoderichs.

Ich erstieg ihn im Schweisse meines Angesichts in glühender Oktoberhitze.

Oben stehen die stattlichen Trümmer eines alten Venustempels. Die ganze Höhe ist noch mit Marmortrümmern übersät. Auf den noch vorhandenen Altarsockel, worauf einst das Götterbild der Aphrodite, der Liebesgöttin, sich erhob, legte ich, im Gedenken an Deutschland, in feierlicher Stimmung das Bild meines fernen, jungen Weibes.

Danach glitt ich, rutschend auf meiner ganzen Hintergestalt, den marmorglatten Berg, gestreckter Länge, hinab.

In der Tiefe des Tales stand glutübergossen ein Olbain, der mich mit dürftigem Schatten gastlich umfing. Den ersten Olbaum, den ich erreichte, umarmte ich, küßte seinen Stamm und brach von seinem Astwerk einen Zweig — ein Olzweig vom heiligen Olbaum bedeutete den Menschen des Altertums das Höchste! . . .

238. Die Meerfahrt nach Astura.

In Porto d'Anzio — dem Hafentort Antium der alten Römer — mietete ich mir eine Segelbarke zur Fahrt nach Astura, der einsamen, schwermütig stimmungsvollen Meeresburg, der verhängnisvollen Feste, wo der letzte Hohenstaufe, Konradin, vom verräterischen, burgbesitzenden Frangipani gefangen genommen und seinem königlichen Henker Karl von Anjou ausgeliefert ward.

In zwei Stunden stiller Seefahrt gelangt man zu den meerumspülten Mauern der kleinen Insel-feste; dort durften wir nicht landen, sondern mußten uns mit einer Rundfahrt um das abenteuerliche, burgwehrgegürtete Eiland begnügen.

Da plötzlich hob sich widriger Wind auf der Heimfahrt. Ungeheure, wundervoll purpurblaue Wogen kamen unheimlich an die Seiten meiner wild und immer wilder umhergeschleuderten Barke herangestutet. Es ward mir etwas schwül zumute; noch nie hatte ich mich so krampfhast nach festgegründeter Erde zurückgesehnt. Fast vier Stunden — von eins bis fünf Uhr nachmittags, also die doppelte Zeit der Hinfahrt — dauerte das entsetzliche Geschaufel, das

uns eher westlich nach Sardinien hinüber, als zum italischen Festland im Osten werfen zu wollen schien.

Meine beiden Schiffsleute, der schwarzbärtige Antonio — im Fischerort unter dem verwegenen Namen Il Totone bekannt, wie er mir voll Stolzes erzählt hatte — und noch ein junger, stämmiger Mitgeselle bligten mich mit glühenden Augen an; und Il Totone fragte, mich etwas ungemütlich ausforschend, als eben die Wellen am höchsten gestiegen waren: „E Lei catolico?“ (Sind Sie katholisch?) . . . In diesem Augenblick fuhren mir alte Schiffergeschichten wie Blitze durchs Hirn, Mären von abergläubischen Seeleuten, die vermeintliche oder wirkliche Ketzer ins Meer gestoßen hatten, im Wahne, der Herrgott — oder im Altertume die Götter — hätten aus Haß gegen den Ungläubigen den Sturm erregt!

Um ähnlichem Schicksal zu entrinnen — da ich keine Lust hatte, den Haifischen als Futter zu dienen — log ich den neugierigen Frager an: Sì, Totone, s'intende! (Ja, Totone, versteht sich!) Und zur Bekräftigung schlug ich auf Stirn und Brust ein mystisches Zeichengebilde mit dem Zeigefinger.

Die Schiffsleute waren keizerberuhigt und ihren schier übermenschlichen Anstrengungen gelang es endlich, das große Boot den fürchterlichen Strudeln zu entreißen und glücklich in dem rettenden Hafen von Porto d'Anzio zu bergen . . . Ich atmete auf und hatte vorerst an weiteren Barkenfahrtunternehmungen genug . . .

239. Nordische Kleinstädtereie.

In der herrlichen, unvergleichlichen Königsstadt des Nordens, in Stockholm, ging es, trotz aller Schönheit und Großartigkeit, im Hochsommer 1882 noch recht kleinstädtisch, Kleinbürgerlich und altväterisch her: so waren einmal auf der Hauptpost die Briefmarken ausgegangen, so daß der Schalterbeamte mich allen Ernstes ersuchen mußte, am Nachmittage wieder vorsprechen zu wollen, da bis dorthin wieder Vorrat an Freimarken eingetroffen und dem Mangel Abhilfe geschafft sein werde!

240. Im nördlichsten Wald Europas.

Auf meiner ersten Reise durch Skandinavien hielt ich mich eine merkwürdige Woche lang in Hammerfest auf, wo mir besonders das herrliche, berühmte Trinkwasser unvergleichlich gut schmeckte, der Trangeruch aber, der über der halben Stadt dunstete, mir minder angenehm war.

Da die Mitternachtssonne mit eigenartig düsterem, rotgelblichem

Lichte Tag und Nacht am Himmel stand, beschlossen wir, das gute Wetter zu nützen und den unfernen Berg Lyven zu besteigen.

Wir hatten im Reisebuche gelesen, daß zu Füßen dieses Berges der nördlichste Wald unseres Erdteils, ein Birkenwald, wachse. Was konnte mehr unsere Schaugier reizen, als im Schatten des mitternächtlíchsten Waldes, der Krone der Wälder des geliebten Europas, uns zu ergehen.

Wir erreichten den Lyven, auf den an diesem denkwürdigen Tage Tegnér's Vers aus dem Frithjofsliede wie auf den Felsenleib geschrieben war:

„Mitternachtsonn' auf den Bergen lag,
Blutrot anzuschauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen.“ —

Aber wir mochten spähen, uns die Augen ausgucken, soviel wir wollten, wir konnten keinen Wald, ja nicht das geringste Hölzchen entdecken, das uns vor den immerhin, trotz der Nordpolnachbarschaft, recht anständig heißen Strahlen der Nachtsonne geschrímt hätte.

Plötzlich überkam uns eine Erleuchtung: wir wanderten schon eine geraume Zeit in, beziehungsweise über dem Zwergbirkenwald umher, der weithin den Heideboden rings um den Berg bedeckte und uns etwa in Spannenhöhe gar unscheinbar umgab. Ich glaube noch, den samtartig weichen Grund unter meinen Schuhsohlen zu spüren, wie den weichsten Smyrnateppich.

In einem solchen Walde, wie für Puppen und Bleisoldaten, waren wir allerdings noch niemals gewesen; für verborgenheits-suchende Liebespärcchen ein höchst wenig geeigneter Schlupfwinkel-aufenthalt . . .

241. Von Gewittern.

Derbe, handfeste, grobknochige Leute sind schnell bei der Hand, weniger „robust“ veranlagte Menschen, wenn diese sich etwa vor dem Gewitter fürchten sollten, feige zu schelten.

Nichts falscher als dies. Die Furcht vor Gewittern hat mit „moralischem“ Mute gar nichts zu tun; sie ist lediglich eine Veranlagung der Nerven. Es können Menschen, die zag und ängstlich beim Gewitter sich gebaren, auf Schlachtfeldern die größten Heldentaten vollbringen. Und umgekehrt. Es mochten schon Menschen, die Löwenmut vor Fürstenthronen bewährten, der Magie des Gewitters gegenüber recht klein und winzig zusammengeschrumpft sein. Nein, da kommt es gar nicht darauf an.

In meinen Jünglingsjahren verkehrte ich mit Vorliebe bei einer alten Verwandten, die damals schon 77 Jahre zählte, die aber in diesem langen Dasein sich noch nicht an die Furchtbarkeit eines Gewitters hatte gewöhnen können. Sobald es in der Ferne zu donnerrollen anhub, setzte sich meine greise Muhme neben ihr Bett und vergrub krampfhaft ihren Kopf unter das Federbett, um nicht blitzen zu sehen und möglichst wenig das Grollen des Donners vernehmen zu müssen . . . Dieselbe Frau ist in ihrem ganzen Dasein eine wahre „Heldin des Alltags“ gewesen. Sie hatte, früh verwitwet, mit ganz geringen Mitteln sechs Kinder, bewundernswerten Lebensmutes, zu prächtigen, ihre künftigen Stellungen voll ausfüllenden Menschen aufgezogen, aber die nämliche Frau versagte und verzagte jedem Gewitter gegenüber vollständig. Man sieht: der „moralische“ Mut im Leben, und der „Mut“ den Naturgewalten entgegen decken sich durchaus nicht.

Mich hatte selbst in jungen Jahren eine gewaltige Gewitterfurcht befeelt, die sich später gänzlich verloren hat. Nichts hatte mich dermaßen aufgeregt, als wenn mein Vater, nach seiner Gepflogenheit, beim aufziehenden und wild einherstürmenden Gewitter sich ins sperroffene Fenster legte, um das großartige Schauspiel sich mit Muße, mit Seelenruhe zu betrachten. Wir wohnten damals zu Karlsruhe dem alten Museumsgarten gegenüber. Dort, in der Regalbahn, spielten die Offiziere oft bis lange nach Mitternacht Kegel und das Fallen der Kegel, mitten in die Donnerschläge hinein, gehört zu den niemals von mir vergessenen Jugendgeräuschen . . .

Bei meiner mich sehr verwöhnenden und ein bißchen verzärtelnden, guten Großmutter fand ich für meine Gewitterangst dagegen volles Verständnis, und es war eine stillschweigende Übereinkunft, daß ich mich bei schweren Wettern nachts zu ihr ins obere Stockwerk — sie wohnte eine Treppe hoch über uns in unserem Wohnhause — schlich, um dort bei ihr die Wendung der Dinge abzuwarten. Dabei wußte sie, die viel auf Aberglauben, Vorhersagungen, Vorbedeutungen hielt, allerlei Schreckgeschichten zu berichten, die meine Aufgeregtheit zuweilen ins Maßlose stachelten . . .

Ganz unstatthaft ist aber, um Kindern Mut und Vertrauen zu schaffen, wenn man ihnen versichert, es könne gar nicht einschlagen, wie ich dies von einer baltischen Mutter vor Jahren erzählt bekam. Diese versprach förmlich ihren Kindern, daß eine Gewittergefahr vollkommen ausgeschlossen sei. Kaum hatte sie dies in wahrer Vermessenheit wieder einmal feierlich verheißen, als — o Verhängnis! — der Blitz wirklich durch das Haus fuhr und ihr

törichtes Versprechen Lügen strafte! Welche Verlegenheit für eine Mutter ihren getäuschten Kindern gegenüber! . . .

Früher war der Monat August im südlichen Deutschland der gewitterreichste des Jahres und ich hatte regelrecht Sorge, wenn dieser deshalb ungeliebte Zeitpunkt sich jeweils näherte.

Schreckliche Gewitter erlebte ich im Sommer 1876 zu Marienbad in Böhmen, wohin ich meine Mutter zu ihrer Wasserkur begleiten durfte. Das langgezogene Donnern und Widerhallen in den großartigen Waldbergen des Böhmerwaldes ist mir zeitlebens in schaueratmender Erinnerung geblieben.

Einer entsetzlichen Gewitternacht in dem Wittenberg Luthers entsinne ich mich aus dem Sommer 1889 mit großer Deutlichkeit; das Unwetter konnte sich gar nicht erschöpfen und währte von Nachteinbruch bis zum Morgengrauen.

Auch im Karst kann der Gewitterfreund seine blitzhelle Freude erleben; dort genoß ich vor Zeiten einmal eine unheimliche blitzumzüngelte Eisenbahnnachtfahrt, allein im Wagenabteil, die an Entsetzlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ — im Karst, wo der Sturm zuweilen ganze Bahnzüge mit rasender Gewalt über die Brücken in den Abgrund schleudert!

Aber, mit dem Alterwerden und gar mit dem Ganzaltwerden, entwickelt sich immer mehr das Gefühl dafür, „daß das Leben nicht der Güter höchstes sei“, und sobald dieses Gefühl reift und alles andere übermag, da schwindet jedes noch so große „nervöse“ Angstgefühl jüngerer Jahre . . .

Die Alten priesen den als Götterlieblich, den der Blitz erschlug, und, Hand aufs Herz, kann man sich einen besseren, schnelleren, glücklicheren Tod wünschen? . . .

242. Emil Greder.

Aus meinen Jugendtagen taucht zuweilen eine hochgewachsene, tannenschlank edle Gestalt vor mir in Gedanken auf: Emil Greder.

Wir kannten uns flüchtig, wir grüßten uns auf der Straße. Es hieß: er wolle zum Theater gehen, Schauspieler werden . . .

Wieder etwas später teilte mir mein Freund, der hochbegabte Kunstmaler Friedrich Heyser, mit: er schaffe zur Zeit an einer Verbildlichung des Goetheschen Gedichts „Der Fischer“ und Emil Greder sitze ihm als Modell zum „Fischer“. Ein geeigneteres Modell hätte sich kaum ersinnen lassen.

Das Bild ward vollendet, ausgestellt und gefiel sehr. Es stellt natürlich den aus der Ballade bekannten Vorgang dar: der Fischerjüngling lehnt lässig unter Schilfgebüsch am Ufer, ein Netz hängt

ihm malerisch wirksam über den entblößten, rechten Oberschenkel; das „feuchte Weib“ steigt aus dem schönbewegten Wasser auf, umfängt liebend die Schultern des liebesehnenden Jünglings und zieht ihn langsam in die Tiefe . . .

Wer das Bild sah, hat es nicht so schnell wieder vergessen. Einem späteren, nüchterner gewordenen Wirklichkeitsgeschmack wäre es vielleicht etwas zu süßlich ausgefallen gewesen. Es ist nach Jahren erst, wenn ich mich recht entsinne, um einen stattlichen Preis nach Rußland verkauft und dadurch leider Deutschland entführt worden . . .

Ungefähr gleichzeitig mit jener Malerei hatte der zur Bühne wollende, modellstehende junge Mann eine Stimme in seiner Kehle entdeckt, und zwar was für eine Stimme!

Der ausgezeichnete Kammerfänger an der Karlsruher Hofbühne, der vortreffliche Stimmbildner und Gesangslehrer Josef Hauser ward Emil Greder's Lehrmeister. Der Unvergessliche pflegte von seinem erstaunlich stimmbegabten Schüler in seinem österreichischen Mundartausflug zu sagen:

„Der Greder hat Talent zum Begwerfen. Der kann alles singen. Der singt Baß und Tenor in gleicher Güte.“

Greder erhielt glänzende Anerbieten an erstklassige Opernhäuser. Lange soll er ein Sternbild an der Dresdener Oper gewesen sein.

Aber wie von dem unglücklichen Dichter Günther geschrieben steht: er konnte sich nicht zähmen und zügeln und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten — so konnte man auch von unserem Greder sagen: er konnte sich nicht Zaum und Zügel anlegen und so zerrann ihm sein Leben, sein Singen und sein Spielen . . .

Die Weiber waren sein Unglück. Er soll eine nette Frau, ein liebes Kind, ein Töchterchen, gehabt haben. Aber sein liebesbedürftiges, weltweites Herz umspannte gar viele mit seinen Neigungen.

Kurz, er kam immer mehr herunter und schließlich ward ihm die Alte Welt zu eng und er entran in die Neue, jenseits des Atlantischen Ozeans.

Dort hat er, scheint es, sein altgewohntes Europaleben weiter fortgesetzt — ein Menschenalter, nachdem er dereinst Friedrich Heysler zum ergreifenden Bilde „Der Fischer“ Modell gestanden hatte, drang aus Amerika die erschütternde Kunde herüber:

Emil Greder habe sich — wohl aus Ekel und Abscheu vor sich selber und seinem so kläglich in die Brüche gegangenen Dasein — in der Hafensbucht von Newyork ertränkt . . .

So ist er seinem sinnbildlich einst gemalten Schicksal doch nicht entronnen, so hat ihn doch noch ein „feuchtes Weib“, und gar noch

eine überozeanische, amerikanische Meerfei hinab in die feuchte Tiefe gezogen . . .

243. Die gestohlene Handschrift.

Bei meinem alten Freunde, dem Burgkommandanten von Arnswald auf der Wartburg, lagen zwei Fremden- bzw. Gästebücher zum Einschreiben auf: eines für Künstler und Dichter, eines für sonstige Sterbliche.

Im ersten hatte Richard Wagner sich mit wundervoller Selbstschrift verewigt.

Jedesmal, wenn ich als Gast die Burg betrat, bat ich Herrn von Arnswald um Einsichtnahme in jenes herrliche Buch und bewunderte besonders Wagners Eintrag.

Da, eines schönen oder besser unschönen Tages, blätterte und blätterte ich vergeblich in dem umfangreichen, großseitigen Buche; ich konnte und konnte Wagners fast eine ganze Seite bedeckende Zeilen nicht mehr entdecken.

Am Rande gewahrte man deutlich die zerfransten Spuren eines mit dem Federmesser sorgfältig herausgetrennten Bogens.

Ich offenbarte meinen traurigen Fund dem ahnungslosen, empörten Besitzer des Buches, der von einem gewissenlosen Wagnerverehrer auf so garstige Weise betrogen worden war.

Selbstschriftenjägern gilt derlei Entfernung von Handschriften aber keineswegs als Raub und Diebstahl, sondern wohl als eine Art Sport oder gar noch als heldische Tat!

Nach mittelalterlichem Recht hätte man solchen Herauschnneider selber ein Glied aus seinem Körper herausgeschnitten — und er hätte dies vollauf verdient! . . .

244. Allerlei Herzen.

Man spricht neuerdings so häufig von Bierherzen und von Zigarettenherzen.

Man versteht unter Bierherzen solche Herzen, die durch unmäßigen Biergenuß, zumal in der Jugend, Schaden fürs Leben nahmen. Wen könnte dies wundernehmen, wenn man einst dem „Aufbrummen“ von „Bierjungen“, diesem unerhörten, verbrecherischen Blödsinn unserer Hochschuljugend, so oft als Hochschüler, als Verbindungsbruder, zuschauen mußte?

Verbrecherisch, weil in geradezu selbstmörderischer Weise gegen die Gesundheit gesündigt, und ferner, weil ein edler Stoff auf nichtswürdige Art vergeudet wurde.

Mehrfach sah ich, daß Leute, die als Jünglinge sich im Biergenuß

nicht zügeln konnten, um ihr vierzigstes Lebensjahr herum in auffallender Weise mit ihren Kräften in Rückstand kamen, abmagerten und elend dahinstarben. Kein Arzt konnte dahinterkommen, was das für eine Krankheit sei.

Nicht anders ist es mit dem Rauchen. Der englische Dichter Oskar Wilde fühlte sich, nach eigenem Geständnis, nur wohl, wenn er Schachteln mit dreitausend Zigaretten vor sich auf dem Tisch im Zimmer stehen hatte. Dies gab ihm ein Gefühl versorgter Beruhigung. Ähnlich war der ausgezeichnete Generalmusikdirektor Felix Mottl, der die Karlsruher Hofbühne zur höchsten Blüte führte, und der ebenfalls durch maßloses Zigarettenrauchen sein Ende beschleunigte. Und wie viele sonst noch!

Spricht man von Bier- und Zigarettenherzen, so könnte man wohl mit ebensovielein Grund von Fahrradherzen sprechen.

Ich kannte in meinen mittleren Lebensjahren, als das Radfahren auffam, einen kräftigen, jungen Mann, der nach Tirol und in andere ferne Länder auf seinem Rade fuhr. Er war Buchhändler. Ich sah ihn einmal geraume Zeit nicht mehr auf der Straße, was mir auffiel. Bei meiner Erkundigung nach ihm, ward mir der Bescheid: ja, der ist schnell gestorben; er hat sein Herz durch unsinniges Radfahren zerstört!

Wenn ich in Rom mit meinem Freund Heinrich Haackel, dem vortrefflichen Hauptarzt des Stettiner Allgemeinen Krankenhauses, durch die Straßen ging und wir einen Radfahrer sahen, der radfahrend rauchte und zum Überfluß gar noch bergauf dabei fuhr — also eine dreifache Herzätigkeit verschwendete —, pflegte er allemal zu sagen: „O weh, das kostet ein Herz!“ . . .

245. Vom Unglück aus alten Tagen.

Am 28. Dezember 1879, in einem der schlimmsten Winter des 19. Jahrhunderts, geschah ein Unglück, das die ganze Welt in Aufregung versetzte, das natürlich heute, nachdem soviel Trauriges inzwischen geschah, längst vergessen ist.

Da stürzte die große Eisenbahnbrücke, die unweit Edinburgs in Schottland über den Fluß Tay sich in hohen Bogen wölbte, in schrecklicher Sturmnacht ein und der winterliche Strom verschlang einen vollbesetzten Schnellzug in seinen schäumenden Wellen.

Sobald es möglich war, suchte man die Leichen zu bergen. Taucher stiegen in die Tiefen des Gewässers und berichteten Furchtbares von dem drunten Geschauten.

Die Toten saßen sich unten noch zum Teil gegenüber, wie sie vom jähen Todeschicksal überrascht worden waren.

Einer der Taucher gab plötzlich das Zeichen, schnell heraufgezogen zu werden. Als er halb ohnmächtig ans Tageslicht emporkam, konnte er nur, tief erschüttert, stammeln: er habe das Schrecklichste gesehen, was er jemals in seinem Taucherdasein erlebte und was ihn, der in seinem Berufe genugsam abgehärtet sei, der Ohnmacht nahe brachte: er sah, wie mitten aus der Brust eines noch aufrecht sitzenden Toten plötzlich ein langer Hals gekrochen sei! Dies sei das Entsetzlichste des Anblicks in der Tiefe gewesen.

Ich sprach damals einen Arzt darüber, der mit Recht behauptete: der Anblick der „drapierten“, also der bekleideten Leiche sei auch für den Heilwissenschaftler kraß und erschütternd, wogegen die nackte Leiche jeden Schauer verliere.

Dies habe ich vollauf bei wiederholten Besuchen des Berliner Schauhauses bestätigt gefunden, wo ich ohne jedes Gefühl des Entsetzens Hunderte von splitternackten Leichen, oft in den gräßlichsten Verstümmelungen, sah, die mir lediglich wie Marmorgebilde vorkamen.

246. Der diamantene Schmetterling.

Im Juli 1930 las ich in den Zeitungen: die dereinstige Königin Natalie von Serbien sei zu Paris als greise, schicksalgebeugte Straßenbettlerin verhaftet worden!

Da mußte ich lebhaft, als das Bild der unglücklichen, königlichen Frau mir wieder vor die Seele trat, zugleich eines diamantenen Schmetterlings gedenken . . .

In der zweiten Hälfte der 1880er Jahre weilte jene serbische Fürstin, deren Emporkommen etwas Märchenhaftes hatte — sie war die Tochter eines serbischen Obersts —, zu kurzem Aufenthalt als Gast des Großherzoglichen Paares Friedrich I. und Luise von Baden in ihrer Sommerresidenz, der idyllischen Insel Mainau im Bodensee.

Gleichzeitig war an jenem Tag auch der ehemalige Flügeladjutant des Königs Karl von Württemberg, der Generalleutnant von Molsberg, mein alter, väterlicher Freund, zu Besuch bei den badischen Herrschaften. Er hatte bei Tisch die Ehre, der Nachbar der serbischen Majestät zu sein, deren blendende Schönheit er nicht genugsam zu rühmen vermochte.

Mein Gewährsmann erzählte mir kurz danach, daß die halb-morgenländische Königin ein über alle Maßen ausgeschmittenes Kleid getragen habe, das Brust und Rücken denkbar weit entblößt zeigte, und nur ein großer, weithin funkelnder, diamantener Schmetterling, der sich gleichsam auf der glänzenden Schulter

der hohen Dame flattermüde zum Ausruhen niedergelassen, habe die beiden Zipfel des überluftigen Gewandes notknapp zusammengehalten.

Man war bekanntlich an den sonst so sittsamen und keuschen Höfen deutscher Fürsten in Hinsicht der „Dekolletiertheit“ überaus duldsam und nachsichtig.

Zimmer muß ich jenes diamantenen Schmetterlings gedenken, der der als Straßenbettlerin aufgegriffenen Königin auf ihrem abenteuerlichen Lebenswege gaukelnd voranflog und sie gemach, gemach in die Dunkelheit verworrener Schicksalsabgründe hinunterleitete.

Ob die bettelarme Königin am Tag ihrer Verhaftung wohl auch jenes prächtigen, aus Edelsteinen gebildeten Falters, der ihre Not zu lindern imstande gewesen wäre, gedacht, und ob sie sich wohl gewünscht hat, er wiege sich noch auf ihrer jugendstrahlenden, königlichen Schulter, und sie sonne sich noch, wie damals auf der Insel Mainau, im trügerischen Flitterglanz ihrer Krone? . . .

247. Seelenwanderung.

Der Glaube an eine Seelenwanderung hat heutzutage mehr Anhänger, als man meint; in manchen Kreisen wird man bald scheel angesehen, wenn man die Möglichkeit einer Seelenwanderung zu leugnen wagt.

Man glaubt nicht nur, daß Menschenseelen in andere Menschenkörper, sondern gar in Tierleiber fahren können und umgekehrt, und daß dies unendliche Zeiten so weitergehen könne.

Hat doch bekanntlich ein alter Kaiser von China viele Jahre lang in etlichen tausend Tempeln seines weiten Reiches Tag und Nacht beten lassen, daß seine Seele später nicht in den Leib eines alten Postgauls fahren müsse.

Wenn dies sich wirklich so verhielte, dann bin ich tief überzeugt, daß meine Seele dereinst im Bukephalos, dem Leibroß Alexanders des Großen, gewohnt und daß sie diesen gewaltigen König der Mazedonen und Welteroberer Asiens in seine Schlachten getragen hat; denn ich habe von jeher zu diesem Tier des Altertums eine nahezu abgöttische Zuneigung verspürt, und dies schon als kleiner Junge auf der Schulbank.

Zudem bin ich ein leidenschaftlicher Liebhaber von rohen Gelbrüben, eine Eigenschaft, wie sie sonst in diesem Ausmaß in der Regel nur einem Gaul ansteht.

Auf allen Märkten, daheim und noch mehr auf Reisen, wo mich niemand kannte, habe ich mir spazierenwandelnd gelbe Rüben ge-

kauft, sie unbekümmert um alle Öffentlichkeit ringsum mit dem Taschenmesser geschabt, am nächsten Straßenbrunnen gewaschen und mit fast wieherndem Wohlbehagen sofort ganz gaulsmäßig verzehrt. —

Ja, ja, gibt es eine Seelenwanderung, dann steckte meine Seele vor alters im Rosse Bukephalos, das laß' ich mir nicht um die Welt ausreden . . .

248. Berühmte Namen im Alltag.

In früheren Zeiten bediente mich geraume Zeit ein junger Badersgehilfe zu meiner größten Zufriedenheit.

Eines Tages fragte ich ihn:

„Ich bin mit Ihren Leistungen immer so zufrieden gewesen; nun möcht' ich auch gerne wissen, wie Sie eigentlich heißen?“

„Friedrich Schiller!“ versetzte er.

„Was? Friedrich Schiller?! Alle Wetter! Das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß mir ein «Friedrich Schiller» schon längere Zeit den Bart schabt“, entgegnete ich, wie aus den Wolken gefallen; „jetzt kann ich Ihnen nur wünschen: werden Sie als Friseur unter Frisuren so groß, wie jener als Dichter unter den Dichtern groß war!“

* * *

Ungefähr um dieselbe Zeit erzählte mir mein Bruder Alfred aus Wiesbaden: sein derzeitiger Briefträger heiße: Goethe!

* * *

Und nicht lange danach berichtete mir ein befreundeter Landgerichtspräsident, mit dem ich über solche Vorkommnisse sprach: er habe jüngst einen ihm vorgeführten Verbrecher nach seinem Namen gefragt, und sei nicht wenig betroffen gewesen, als dieser ihm die inhaltschweren Worte: „Richard Wagner“ entgegenschleuderte!

In diesem Augenblicke sei ihm zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen, wie ungewöhnlich gewöhnlich der Name „Richard Wagner“ sei, zugleich aber auch das Gefühl der Bewunderung, was der Bayreuther Meister aus diesem Namen zu machen verstanden, so daß man seine Gewöhnlichkeit vollständig darüber vergessen habe.

* * *

Auch bei der Vornamengebung sollten Eltern nicht allzu zaghaft verfahren und ihren Kindern getrost neue, selbst auffallende Vornamen, verleihen. Es kommt gewissermaßen frisches Blut dadurch

in die Familien. Zumal Leute mit weitverbreiteten Nachnamen, wie Maier, Müller, Schmidt, Schulze u. dgl. sollten nicht vor der Wahl selbst fast ungeheuerlicher Vornamen zurückschrecken.

Zu Karlsruhe in Baden lebte vor Jahrzehnten ein Großkaufmann: Napoleon Mayer! Der ist mit keinem andern Mayer, Meier oder Meyer im ganzen Leben verwechselt worden . . .

Unter den altgermanischen Helden der Vorzeit steht noch eine große Auswahl zur Verfügung.

249. Jugendversäumnisse.

Jeder begeht in seinen jungen Jahren Versäumnisse, die er später nie mehr gut machen kann und vielleicht bitter bereut. Es heißt eben „Zu spät, zu spät“ und dieses „Zu spät“ ist ein furchtbares Wort, manchmal vielleicht furchtbarer, als der Tod selber. —

Bin ich doch einmal als zwanzigjähriger Jüngling zu Cannstatt auf Ferdinand Freiligraths Haustreppe in seinem, am Neckar unmittelbar gelegenen „Haus zum Hasen“ gestanden, um dem tief verehrten Mann einen Besuch abzustatten. Aber siehe, da verließ mich der Mut, das Herz fiel mir in die Hosen — und mit abgesetzten Hosen stieg ich, vor der Glastür umkehrend und mich nicht zu klingen getrauend, wieder die Treppe hinab. Nach seinem Tode bin ich für viele Jahre der vertrauteste Freund seiner Familie geworden . . .

Die Jugend von heutzutage ist nicht mehr so gar ehrfurchtschüchtern und scheut sich nicht ängstlich vor der Begegnung mit einem großen Mann, oder besser: sie macht überhaupt Dichtern nicht mehr ihre Aufwartung — doch, halt, es gibt auch einige rühmliche Ausnahmen!

Ein halbes Jahr später las ich Freiligraths Tod in der Zeitung, und der Schaden war nie mehr gut zu machen . . .

Von einem Besuche bei Gottfried Keller hielt mich ein ungehobelt garstiges Wort ab, das der Zürcher Meister einem jungen Verehrer an den Kopf geworfen hatte — wie ich an anderer Stelle schon erzählte — und einige Zeit danach las ich auch vom Hingange des großen Zürchers — doch geschehen war geschehen, und niemals wieder war die Scharte auszuwezen . . .

Konrad Ferdinand Meyer, der andere Zürcher Klassiker, lud mich wiederholt schriftlich aufs Freundlichste zum Besuche bei sich nach Kilchberg ein, und sollte man es glauben? Viele Jahre ließ ich vergehen, ohne von dieser Einladung Gebrauch zu machen, und als ich endlich, von Rom aus, ihm schrieb, ich wolle nunmehr seiner gütigen Aufforderung nachkommen — da war es zu spät, da war

er ein todnaher Mann, der mir nach Florenz abschreiben mußte und zwei Wochen nach dem Absagebrief starb . . .

Von jeher hatte ich eine tiefe Bewunderung und Verehrung für den schicksalvollen, von der heutigen deutschen Jugend vergessenen, großen, deutschen Dichter Gottfried Kinkel gehegt, der allein schon um seiner seltenen, abenteuerlichen Geschichte willen unvergessen sein sollte.

War doch dieser Dichter des reizenden, erzählenden Gedichtes „Dito, der Schütz“ und vieler wunderbaren Dichtungen einst wegen seiner verhängnisgebärenden Tätigkeit in der Umsturzbewegung der Jahre 1848/49 zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Spinnarbeit im Zuchthause zu Spandau begnadigt und durch den Wagemut des Karl Schurz, des späteren, großen, deutsch-amerikanischen Staatsmannes, aus dem Kerker auf unerhörter, sieghafter Flucht nach England gerettet worden!

Ich war Hochschüler in Heidelberg, als der etwa 65jährige Dichter aus Zürich, wo er am Polytechnikum die Stellung eines Professors der Kunstgeschichte bekleidete, zu einem Vortrag im Kaufmännischen Verein nach Karlsruhe kam. Alle zwei, drei Wochen fuhr ich von Heidelberg in mein Karlsruher Elternhaus hinüber — und wer sollte das für möglich halten? In diesem Augenblicke war ich zu träge, zu lässig, zu gleichgültig, die kleine Fahrt anzutreten, um Kinkels persönlichen Anblick zu genießen, ihm vielleicht flüchtig die Hand zu drücken, ihm ein mal im Leben ins blaue Feuerauge zu blicken! Unerhört, es unterblieb! und lebenslange Reue war die Folge dieses unfaszbaren, unbegreiflichen Versäumnisses! Das Jahr darauf war Kinkel, der eine Zeitlang mit dem Ruhme seines Namens die ganze gebildete Welt erfüllte, wovon man heute keine Vorstellung mehr hat, — tot! . . .

Jetzt, als alter Mann, lege ich all meinen zahlreichen, jungen Freunden und Besuchern tagtäglich ans Herz: Packt jeden Augenblick am Schopfe! Laßt euch keine Gelegenheit entchlüpfen, wo ihr eine große Erinnerung eintun könnt! Pflöpft euch voll mit Bildern, Erlebnissen, Erinnerungen, an denen ihr noch in alten Tagen zehren könnt! Sonst kommen Jahre der Reue und der Mißstimmung über versäumte Gelegenheiten, die nie wieder gut zu machen sind, weil der Tod seinen dicken, schwarzen Strich darunter gezogen hat . . .

250. Candidior nive.

(Weißglänzender als der Schnee.)

In Basels grauem Kreuzgangflur
Liegt einer Grabesplatte Stein.

Von einem Namen keine Spur;
Doch eingelassen ist darein
Ein kleines, gußgeformtes Schild
Mit einer Jahreszahl auf dem Knauf,
Darunter eines Schwanes Bild,
Und nur das e i n e Wort steht drauf:
„Candidior nive.“

Wer war wohl weißer als der Schnee?
Wer lichter als der lichte Schwan?
Wenn ich an diesem Grabe steh',
Kommt's mich mit stiller Behmut an.
Wer mag der Schläfer drunten sein,
Der unter diesem Steine ruht?
Ein Jüngling oder Jungfräulein
Nach früh verlosch'ner Lebensglut?
Candidior nive.

Seit sechzehnhundertsechzig schon
Streckt sich der müde Schlumm'rer aus;
Sein Schlaflied in gedämpftem Ton
Mauscht ihm des Stromes dumpf Gebraus;
Durch got'sche Fenster blüht der Rhein
Herüber in des Kreuzgangs Nacht
Sacht, daß sein matt und müd Gebein
Vom hellen Schimmer nicht erwacht!
Candidior nive.

Weil' ich in Basel, ist die Gruft
Oft meiner Morgengänge Ziel;
Ein Sonnenstrahl aus Himmelsluft
Vergoldend oft darüber fiel.
Träum' ich am Grabstein je und je,
Einsam betrachtend immerdar,
Ein unergründlich Sehnsuchtweh
Durchrieselt mich seit manchem Jahr —
Candidior nive.

Wen ich auch immer drum befragt,
Selbst die Gelehrten kannten nicht
Dies Grab, das über allen tagt,
Die Inschrift, die ergreifend spricht.
Die andern kaum beachtend hier,
War, düstern Gräberreih'n entlang,
Hierher im kühlen Steinrevier
Mein erster und mein letzter Gang.
Candidior nive.

Und kommt die Zeit — sie rauscht ja fort —
Da ich, schon ein recht alter Mann,
Nicht mehr zu diesem Wallfahrtsort
Als stiller Waller wallen kann:
O schlaf bei milder Lüfte Weh'n
Hinfür in dieser Grüfte Hag,
Bis wir vielleicht uns einmal seh'n
Beim Aufersteh'n am Jüngsten Tag —
Candidior nive.

